

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Neapel, 1913. Die siebzehnjährige Leda geht an Bord eines Dampfers, der sie nach Buenos Aires bringen soll. Sie ist auf der Flucht vor der Vergangenheit – der Tod ihrer Cousine Cora ist ein Geheimnis, über das in der Familie nicht gesprochen wird. In Argentinien wartet ihr Ehemann Dante. Als sie jedoch in dem großen, fremden Buenos Aires ankommt, erfährt sie, dass Dante tot ist. Allein und ohne Geld, scheint ihre Lage aussichtslos. Sie nimmt die Geige ihres Vaters und verkleidet sich als Mann. Nur so gelingt es ihr, in einer Gruppe junger Musiker aufgenommen zu werden. Es sind die Anfänge einer ganz besonderen, tieftraurigen Musik: des Tangos. Eine Musik, die ausschließlich Männern vorbehalten ist. Je berühmter die Musiker werden, desto schwieriger ist es für Leda, ihr Geheimnis zu bewahren. Da begegnet sie ihrer großen Liebe... Darf sie ihre wahre Identität enthüllen? Auch wenn sie riskiert, alles zu verlieren?

Ein faszinierendes Frauenschicksal Anfang des letzten Jahrhunderts in Buenos Aires, Stadt des Tangos, der Hoffnungen und verlorenen Träume.

Carolina De Robertis hat lateinamerikanische Wurzeln, denn ihre Familie stammt aus Uruguay. Die 1975 geborene Autorin wuchs in England, der Schweiz und Kalifornien auf. Im Alter von zehn Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Kalifornien, wo die Autorin heute noch lebt. Sie arbeitet für die Huffington Post und ist Übersetzerin aus dem Spanischen. Mit ihrem ersten Roman »Die unsichtbaren Stimmen« hatte sie ihren internationalen Durchbruch: Das Buch erschien in über 20 Ländern und stand in Deutschland 14 Wochen auf der Spiegel-Bestsellerliste. Ebenfalls von ihr stammt der Roman »Perla« über die Geschichte der »Verschwundenen« in Argentinien.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

CAROLINA DE ROBERTIS

Die Tangospielerin

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Adelheid Zöfel

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2017

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel ›Gods of Tango‹
im Verlag Alfred A. Knopf, a division of Random House LLC, New York

© 2015 by Carolina de Robertis

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-03339-3

UNO

Denk an nichts, denk an zu Hause

Leda kam am 4. Februar 1913 in Argentinien an, auf einem Dampfer, der zwanzig Tage vorher Italien hatte verschwinden lassen – das Land war von einem gefräßigen Ungeheuer namens Horizont verschluckt worden. An ihrem letzten Morgen an Bord zog Leda sich besonders sorgfältig an und verschloss ihren Koffer ganz fest, damit nichts, kein Ärmel, kein Dorfstaub, keine verirrte Erinnerung entwischen konnte, wenn der Gepäckträger kam und alles hinauf an Deck schleppte. Dann blieb sie eine Weile stumm sitzen.

Ihre Kabinengefährtin Fausta hatte die Laken unordentlich zerwühlt hinterlassen. Bestimmt war sie schon oben und reckte den Hals, um einen ersten Blick auf Buenos Aires zu werfen. Wenn Leda sie in dem Gedränge nicht finden konnte, dann sah sie Fausta vermutlich nie wieder. Eine komische Vorstellung, nachdem sie zwanzig Nächte die Kabine mit ihr geteilt hatte, mit dieser Frau, die nicht mit ihr verwandt war und die sie vor der Reise kein einziges Mal gesehen hatte.

Fremde Menschen. Fremdheit. Diese beiden Dinge bestimmten die Überfahrt nach América. Was würde ihre Mutter sagen, wenn sie hier bei ihr wäre, in diesem kleinen, stickigen Raum? Vielleicht: Da bist du also. Oder: Hier stinkt es wie im Stall. Oder: Du lieber Gott, Kind, setz deinen Hut richtig auf. Leda sagte sich, dass sie ihre Mutter irgendwann wiedersehen würde, genau wie ihren Vater und ihre Vettern und Cousinen, die

Onkel und Tanten und die unruhigen Libellenhände ihrer Urgroßmutter. Aber das stimmte nicht: In den kommenden Jahren und auf dem neuen Erdteil würde Leda viele, viele Dinge sehen, die sie in Staunen versetzten, die sie zerbrachen und wieder zusammenfügten, auf eine Art, wie sie es nie für möglich gehalten hätte – doch ihre Familie sollte sie nie wiedersehen.

Nun saß sie auf dem Koffer, der sie von zu Hause hierher begleitet hatte. So wenig befand sich darin. Zusammengefaltete Kleider. Ein paar Bücher. Ein Glas Oliven, eingelegt von der Frau des Bäckers. Haselnüsse, in Jute gewickelt. Die Geige ihres Vaters, die seit Generationen in der Familie weitervererbt wurde und nun das erste Mal Italien verließ, ein Geschenk für ihren neuen Ehemann.

Es war ihr Großvater, der ihr immer und immer wieder von dieser speziellen Geige erzählt hatte. Als könnte er durch das Erzählen den möglichen Verlust verhindern. Als wäre die Geschichte eingraviert in diese Geige, die von Hunderten Händen berührt, geliebt, benutzt, gestreichelt, gedrückt worden war. Die Geige war dazu geschaffen, ihre Besitzer zu überleben und deren Geheimnisse und Lügen zu bewahren. Stell dir vor, sagte der Großvater, diese Geige hat einmal dem König von Neapel gehört, bis 1501. Das ist wahr, glaub mir! Wie lange sie sich im Besitz der Königsfamilie befunden hat, weiß niemand. Aber es besteht kein Zweifel, dass sie, egal, was vorher war, auf jeden Fall Federico d’Aragona gehörte, dem letzten König von Neapel aus dem Hause Trastámara. Er war ein ruhiger, freundlicher Mann und nicht geeignet für die Auseinandersetzungen, in die er verwickelt wurde – zwei Nationen, Spanien und Frankreich, beide wetteiferten um den Thron, und seine Abstammungslinie war gefährdet, weil vor ihm sein Vater, sein Bruder und sein Neffe nur ganz kurz regiert hatten. Kannst du mir folgen, Leda? Federico wollte herrschen, aber wenn das Unglück es will, müssen sich nur deine Feinde verbünden, und schon bist du eingekesselt, ohne Fluchtmöglichkeit. Was kannst du da tun?

Ich werd's dir sagen. Entweder du stirbst augenblicklich, oder du haust ab und beginnst in einem anderen Land ein neues Leben, das heißt, du rettetest wenigstens deine Haut. Und genau das hat Federico getan: Er ist geflohen. Direkt ins Exil. Aber nicht als freier Mann, versteht sich, sondern als Gefangener, flankiert von Soldaten. Doch ehe die Soldaten ihn holten, öffnete er sein Schlafzimmerfenster, und da stand er dann, vor ihm der weite Golf von Neapel, und er spielte Geige. Er spielte ein Klagelied, das aus dem roten Herzen der Erde aufzusteigen schien. Der einzige Mensch, der dieses Klagelied hörte, war ein Graf. Dieser Graf erzählte später jedem, der es hören wollte, es sei die traurigste, schönste Melodie gewesen, die er je in seinem Leben gehört habe. Als der König dieses Klagelied beendet hatte, übergab er dem Grafen seine Geige.

Behalten Sie meine Geige, sagte er. Ich habe mit der Musik abgeschlossen.

Zuerst wehrte der Graf ab. Aber was ist mit Ihren Söhnen?

König Federico schüttelte den Kopf. Die Geige muss hierbleiben.

Ob der König in den Jahren seines französischen Exils je auf einer anderen Geige spielte, weiß keiner, es ist ein Detail, das in den Mantelfalten der Geschichte verloren ging. Deshalb kann ich dir über diesen Aspekt der Ereignisse leider nichts sagen, liebe Leda. Der Graf jedoch behielt die Geige und vererbte sie in seiner Familie immer weiter, bis die Nachkommen schließlich 1815 das Instrument an meinen Urgroßvater verkauften, um irgendwelche Schulden zu tilgen. Zusammen mit der Geige wurde meinem Urgroßvater auch die Geschichte vom Klagelied des Königs von Neapel übergeben, wodurch das Instrument natürlich noch viel wertvoller wurde (wer weiß, ob das stimmt, dachte Leda, während sie ihm zuhörte, aber sie sagte nichts, weil es völlig klar war, dass ihr Großvater keine Sekunde am Wahrheitsgehalt seiner Erzählung zweifelte). Die Hände der Königs hatten also auf diesem Instrument gespielt, am letzten

Tag der Unabhängigkeit, als Neapel noch ein eigenständiges Königreich war. Was genau hat er gespielt, dieser Federico? Wie klang die Melodie? Wir werden es nie erfahren. So ist das mit Melodien: Sie schweben davon. Genau wie die Erinnerungen. Und der Körper. Die Erinnerungen, die Melodien und der Körper lösen sich auf, wenn wir sterben. Ein Musikinstrument ist nicht wie der Körper, sondern ganz anders. Es lebt weiter, wie die Seele.

Leda ging nach oben auf Deck. Es war ein schwülheißer Tag, und den Männern trat der Schweiß auf die Stirn. Es waren wesentlich mehr Männer an Bord als Frauen, und zum größten Teil waren sie sehr jung, wenn auch nur wenige so jung waren wie Leda mit ihren siebzehn Jahren. In ihren Augen leuchtete die Hoffnung, und überhaupt ging von allen eine leidenschaftliche Vorfreude aus. Dreihundertachtundsechzig menschliche Hochspannungsdrähte. Die Frauen waren in der Regel Ehefrauen, die in Buenos Aires ihre Ehemänner treffen wollten. So wie Fausta (und wie ich, dachte Leda, nicht vergessen, nicht vergessen, ich bin auch eine Ehefrau). Auf Deck herrschte großes Gedränge, so wie an dem Tag, als sie Neapel verließen. Keine flotten Kartenspiele mehr, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Langeweile war im Meer versunken. Jetzt waren alle auf den Füßen, drängten sich an die Reling und reckten die Häuse, um das Land zu erspähen.

Argentinien. Leda stürzte sich ins Getümmel, schob sich vorwärts, in Richtung Geländer. Rechts von ihr murmelte eine junge Frau einen Rosenkranz. Links trocknete sich ein etwa Vierzigjähriger die Tränen, während der jüngere Mann neben ihm völlig unbeteiligt eine Zigarette rauchte. Oder mit perfekt gespielter Gleichgültigkeit, fand Leda. Seine Haltung wirkte extrem einstudiert. Sie atmete den Geruch von Schweiß und Tabak ein und den zuversichtlichen Duft von Eau de Cologne. Vor ihr, drei oder vier chaotische Reihen weiter, riefen zwei Männer

einander zu, wie sehr das Land, das sie nun sahen, sie beeindruckte.

»*Che bella!* Wie schön!«

»Ja. Wunderschön.«

Immer und immer wieder sagten sie das, als würde die Wiederholung den Inhalt dieser Aussage bestätigen, bis sie stark genug war, um sie zu stützen, wenn sie das Schiff verließen. Ihre Stimmen woben sich durch das Jammern und Murmeln der Menge. Vorsichtig schlängelte sich Leda weiter. Ein Mann trat ein Stück beiseite, weil er offenbar genug gesehen hatte, und Leda schlüpfte in die entstehende Lücke, ehe sie sich wieder schließen konnte. Sie war wie ausgehungert und wollte unbedingt ein Stück Festland sehen, aber nicht irgendeines, sondern diese Neue Welt – Buenos Aires, ihr zukünftiges Zuhause. Im Verlauf der letzten drei Wochen hatte sie viele Stunden allein an der Reling verbracht, hatte auf den endlosen Ozean hinausgestarrt und sich vorzustellen versucht, was das für eine Stadt war. Sie wollte sich die gigantischen Gebäude ausmalen, aber ihr inneres Auge konnte nur die üppigen grünen Farne und die Bäume des Botanischen Gartens heraufbeschwören. Dort hatte Dante gleich nach seiner Ankunft ein Foto von sich selbst machen lassen, um es seiner Familie zu schicken. Beim sonn-täglichen Mittagessen war das Foto herumgereicht worden, und alle hatten bewundernd und verträumt genickt.

Er ist wirklich dort, in Argentinien.

Er sieht glücklich aus.

Er ist viel zu dünn.

Schau dir mal diese Papageien an – die sind so riesengroß, dass sie ihn auffressen könnten!

Sei nicht albern, Mario. Die Papageien sind doch nicht echt. Das sind bunte Holzvögel.

Woher willst du das wissen?

Ich habe Augen im Kopf.

Du hast keine Ahnung, du Vollidiot.

Ich wollte nur –

Schluss jetzt, heute wird nicht gestritten, Himmelherrgott!, schimpfte Leda Mutter.

Sollen wir seiner Braut erlauben, einen Blick auf ihn zu werfen?

Stimmt! Leda, willst du ihn sehen?

Das Foto wanderte zu Leda: Dante stand zwischen lauter seltsamen Farnen mit großen Wedeln, und dann waren da noch zwei grellbunte Papageien, die ihr unglaublich lebendig vorkamen, obwohl sie eigentlich ihrem Bruder glaubte, der das Gegenteil behauptete. Dantes Mund war zu einem fröhlichen Grinsen verzogen, und zwischen den Fingern hielt er eine nicht angezündete Zigarette. *Gehört alles mir!*, schien seine Haltung auszudrücken. Aber nur weil Dante an dieser Stelle einen Fotografen gefunden hatte, der ein Bild von ihm knipste, hieß das noch lange nicht, dass die ganze Stadt so aussah. Das war Leda klar. Jedenfalls einem Teil von ihr. Trotzdem leuchtete das Bild in ihrem Inneren.

Jetzt, auf dem Dampfer, fragte sie sich, wie es mit Dante sein würde, heute Abend. Ihr erstes Mal. Wie würde er sie berühren? Wie lange? Würde es weh tun, oder konnte sie es genießen, wie die Bräute in Balladen? Bestimmt musste sie an die weißen Feigen in ihrer Plantage denken, wie sie glänzten, wenn man mit dem Finger hineindrückte. Vielleicht dachte sie aber auch an gar nichts. Oder an zu Hause.

Eine Gruppe von Männern hatte offensichtlich genug gesehen von dem näher kommenden Festland, sie gingen zurück, und Leda konnte sich an die Reling lehnen. Der Wind peitschte ihr ins Gesicht und trieb salzige Luft in die Nase. Sie befürchtete schon, der Wind könnte ihr den blauen Hut vom Kopf reißen, obwohl sie ihn mit mehreren Haarnadeln festgesteckt hatte. Wenn sie den Hut verlieren würde, das wäre schrecklich – er war das Schönste, was sie je besessen hatte, mit echten Perlen bestickt, *passend für eine Braut*, hatte ihre Mutter gesagt. Also hielt sie ihn mit beiden Händen fest.

Während ihr Blick die Stadt in der Ferne verschlang, schienen die Leute um sie herum zu verschwinden (bestimmt ging es den anderen genauso: dreihundertachtundsechzig Italiener, die alle ihre eigenen Vorstellungen von Argentinien im Kopf mit sich herumtrugen). Buenos Aires, jenseits des Wassers. Die Gebäude waren immer noch so klein, dass man sie nicht genau sehen konnte, außer natürlich, dass sie da waren. Das heißt, sie und ihre Landsleute hatten zwar keine konkrete Vorstellung davon, was sie erwartete, wenn sie das Schiff verließen, aber alle wussten, dass da etwas war, eine richtige Stadt. Diese Stadt würde ihnen zeigen, wofür sie übers offene Meer gefahren waren und dass América mehr war als ein Märchen, das sich die Schifffahrtsgesellschaften und die Kartenverkäufer und die Verwandten mit ihren genau überlegten Briefen ausgedacht hatten. Aber auch wenn man sah, dass América existierte, hieß das noch lange nicht, dass gleich das wahre Geheimnis aufgedeckt wurde, ein Geheimnis, das viel schwerer zu entschlüsseln war, nämlich: Was ist América eigentlich?

Lange stand Leda an der Reling und schaute zu, wie Buenos Aires immer näher auf sie zukam, und weil sie es noch nicht wagte, sich die Straßen wirklich vorzustellen und wie sie selbst in die Gebäude und zwischen sie passen würde, malte sie sich lieber den Park aus, wo sie und Dante an den exotischen Farnen vorbeischlenderten und dicht aneinandergeschmiegt einschließen, irgendwo unter den großen Wedeln, wie unter den Flügeln eines riesigen, gnädigen Schwans.

Ledas Hochzeit war kurz und schlicht gewesen. Vorüber, noch ehe der Geschmack der Abendmahlsoblate aus dem Mund verschwunden war. Da Braut und Bräutigam sich auf verschiedenen Kontinenten befanden, brauchten sie einen Stellvertreter. Dantes Vater, Ledas Onkel Mateo, übernahm am Altar die Rolle seines Sohnes. Leda trug ein einfaches Leinenkleid, das sie in aller Eile von ihrer Cousine geliehen hatte. Es war ihr zu kurz –

Leda war das größte Mädchen in Alazzano – und bauschte sich unpraktisch an den Hüften, aber insgesamt sah sie einigermaßen aus wie eine Braut, mit den weißen Nelken in der Hand und in den Haaren und mit der von Mamma geborgten Perlenkette um den Hals. Auf alle Fälle genügte ihre Erscheinung, um die versammelte Verwandtschaft und den melancholischen Priester zufriedenzustellen.

Leda hätte das Brautkleid ihrer Mutter anziehen sollen, wie es Sitte war, aber die Zeit hatte nicht gereicht, um es entsprechend zu ändern. Leda musste schnell heiraten und schon am nächsten Tag an Bord gehen. Obwohl ihre Mutter in ihrer Jugend längst nicht so füllig gewesen war wie jetzt, hatte sie doch auch damals schon üppige Kurven gehabt, was man an ihrem Hochzeitskleid merkte – eine verlockend sinnliche Figur, ganz anders als Leda mit ihren schmalen Hüften und ihrem flachen Busen. *Wie kann es sein, dass ich ein Mädchen auf die Welt gebracht habe, an dem nichts dran ist?*, seufzte ihre Mutter immer mal wieder.

Sie kannten beide die Antwort. Auf der väterlichen Seite gab es zwei Tanten, die berühmt waren für ihre großgewachsene, geschlechtslose Gestalt. Beide lebten ihr ganzes Leben als unverheiratete Jungfern. Die Leute nannten sie nur »die Nägel«, weil sie so lang und dürr waren, und außerdem waren sie ziemlich schroff und immer zusammen, als würden sie in dieselbe Schachtel gehören. Als Leda vor dem Altar stand und dem Gemurmel des Priesters zuhörte, glaubte sie, die Erleichterung ihrer Mutter mit Händen greifen zu können – die Erleichterung darüber, dass ihre Tochter heiratete und vor einem Leben als Nagel bewahrt wurde.

Allerdings war sie nicht sicher, ob dieses mütterliche Gefühl stärker war als der Kummer, dass sie eben diese Tochter sofort an ein unbekanntes, fernes Land verlieren würde. Seit Dantes Brief gekommen war: *Schickt Leda, ich bin bereit*, war Mamma eingehüllt in eine schwere, bittere Wolke.

»In Armut und Reichtum«, sagte der Priester.

»Sì«, sagte Zio Mateo.

»Sì«, sagte Leda, und ihre Stimme hallte vom Deckengewölbe wider, so dass die Heiligen in ihren Nischen zu zittern begannen.

Das Ehegelöbnis ging weiter. Zio Mateo schaute Leda nicht an. Er war immer schon ein undurchdringlicher Typ gewesen und gehörte zu den Männern, die irgendwo anders zu leben schienen als in ihrem eigenen Gesicht. Bei Familientreffen brütete er entweder schweigend vor sich hin, oder er hielt lange, leidenschaftliche Monologe, die niemand zu unterbrechen wagte.

Leda heiratete seinen Sohn, aber den Gesichtsausdruck ihres Schwiegervaters konnte sie nicht deuten, da war keine Nachricht für sie, kein Segen, auch kein Nichtsegens, nur eine leicht gelangweilte Bereitschaft, sie zu akzeptieren. Er machte den Eindruck, als würde er eine ziemlich nebensächliche Pflicht erfüllen, deren Resultat ihn nichts anging. Als würde er keinen Gedanken auf seinen jüngeren Sohn verschwenden, der in Argentinien lebte. Als würde er sich niemals fragen, wie Dantes Alltag aussah, ob seine Arbeit von Schweiß und Lärm geprägt war, ob die Nächte einsam waren und wie das Eheleben aussehen würde, das er nun begann. Hatte Mateo seine Rolle als Patriarch satt und maß deshalb dieser Zeremonie keinerlei Bedeutung bei? Besaß die Feier in seinem Inneren kein Gewicht? Oder empfand er sie sogar als Last? Der müde, angeschlagene Patriarch, der am Altar seine Pflicht erfüllte.

Aber er war eine wandelnde Lüge, ein Blender und Betrüger, und es ekelte Leda, ihm ihr Gelöbnis geben zu müssen, diesem Mann, der einen Familienfluch heraufbeschworen hatte, der so schlimm war, dass nicht einmal der Tod ihn durchbrechen konnte. Und der nun ihre Ehe belasten konnte, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Sie musste sich immer wieder vorsagen, dass er nur der Vertreter des Mannes war, mit dem sie ihr Leben verband, doch der Widerwille blieb und verknotete ihren Magen und verfinsterte das hohe Kirchengewölbe.

Es war Winter, eine ungewöhnliche Zeit für eine Eheschließung, und als die Hochzeitsgesellschaft, die aus etwa fünfzehn Personen bestand, die Kirchentreppe zur Piazza hinunterging, stach die kalte Luft Leda ins Gesicht. Sie hatte sich vorgestellt, dass die Welt nach der Zeremonie anders aussehen würde als vorher, vielleicht von einem geheimen Leuchten erhellt, das nur verheiratete Paare wahrnahmen. Wie oft hatte man ihr versichert *Das verstehst du, wenn du groß bist* – und nun stand sie an der Schwelle zum Frausein. Doch der Zauber hatte nicht gewirkt. Die Welt war genauso wie vorher. Ihr Bruder Tommaso redete wie immer und brachte ihren Vater zum Lachen, aber Leda konnte nicht richtig verstehen, was sie sagten.

Papà hatte sich bei ihr untergehakt, und das tröstete sie irgendwie, die sanfte Berührung ihres Vaters, fast schüchtern, ein Vogel, der sich verirrt hat. *Ich schwöre, es stimmt*, sagte ihr Bruder, *es hat ihn exakt da erwischt – du weißt schon, wo*. Ihr Vater lachte wieder, vielleicht ein bisschen zu laut, er presste das Lachen aus seiner Kehle heraus. Mamma ging hinter ihnen und verbreitete Chaos. Die drei Kleinen schwärmten um sie herum, zusammen mit anderen Kindern und deren Müttern. Worüber redeten die Frauen? Leda schnappte Wörter wie *Enkel* und *Orangen* und *nie richtig reif geworden* auf. Die Stimmen wogten auf und ab, in melodischen, rivalisierenden Wellen.

Zio Mateo und sein ältester Sohn, Mario, gingen stumm vorneweg. Die Hochzeitsgemeinde überquerte die Piazza, die Schritte hallten auf demselben Kopfsteinpflaster wider wie immer, auf den abgerundeten, grauen, unregelmäßigen Steinen, über die schon ihre Vorfahren gegangen waren, auf dem Weg zur Messe oder um Schach zu spielen oder um in den Gemeinschaftszubern die Wäsche zu waschen. Das war so, seit der erste namentlich bekannte Dante Mazzoni 1582 aus seiner Heimat Puglia geflohen war – nachdem er sich bei einem gescheiterten Versuch, die spanische Herrschaft zu beenden, auf die Seite der französischen Bourbonen geschlagen hatte. Dadurch

stand er plötzlich und unerwartet auf der falschen Seite des Gesetzes. Er ließ sich hier in Alazzano nieder, in diesem winzigen Dorf in einem Tal mit Feigenbäumen und Geistern und Olivenhainen.

Inzwischen besaß die Familie Mazzoni die Hälfte des Landes in der Umgebung dieses Dorfes und wurde trotzdem von Schulden und anderen Dämonen erdrückt. Mit dem Ergebnis, dass die junge Generation langsam, aber sicher verschwand, manche nach Übersee, manche ins Reich des Vergessens. Aber so ganz stimmte es nicht, wenn man sagte, das Land gehöre der Familie Mazzoni. Es gehörte einem einzigen Familienmitglied. Und das war Zio Mateo. Ledas Vater war der jüngere Bruder, Ugo, ein Besitzer von Nichts, ihm gehörte nicht einmal das Haus, in dem er wohnte – er lebte nur dort, weil Mateo es ihm in seiner Gnade gestattete, dieser Bruder, der alles geerbt hatte und dem Ledas Familie, Ugos Familie, zu verdanken hatte, dass sie atmen, essen und etwas anbauen durfte.

Wie raffiniert wir das Gift verbergen, dachte Leda, als die Gesellschaft Mateos Haus erreichte: Der Palazzo Mazzoni war das größte Gebäude im ganzen Dorf. Mateos Frau Crocifissa hatte Tischtücher, Teller und Besteck schon Stunden vorher ausgelegt und verschwand nun mit den anderen Frauen in der Küche. Leda wollte sich ihnen anschließen, aber die Tanten funkelten sie vorwurfsvoll an und versperrten ihr die Tür.

»Wo willst du hin?«

»Doch nicht heute!«

»Nicht in dem Kleid, was denkst du eigentlich?«

Im Wohnzimmer duftete es nach Rosmarinhähnchen, Tomatensoße und frisch gebackenem Kuchen. Die Männer zogen sich zurück, um zu rauchen, die Kinder rannten nach draußen, um zu spielen, und Leda fand einen Sessel in einer Ecke. Am liebsten wäre sie hinter den Kindern her gelaufen, hinaus in den Matsch. Sie heftete ihren Blick auf das Ölgemälde über dem Kamin: ein Weinberg unter strahlend blauem Himmel. Am

Rand des Weinbergs leuchtete auf den Blättern eines unglaublich großen Feigenbaums das Sonnenlicht.

Leda kannte diesen Baum. Er hatte am Rand von Zio Mateos Land gestanden, direkt an der Grenze zum Grundstück eines Nachbarn namens Don Paolo. Über diese Grenze hatten sich die beiden gestritten, ein Zwist, den sie von ihren Großvätern geerbt hatten. Don Paolo wollte den Feigenbaum unbedingt, weil die Früchte seiner Mutter besonders gut geschmeckt hatten. Nach endlosem Gezerre entschied ein lokaler Richter zu Zio Mateos Gunsten. Don Paolos Mutter verbreitete augenblicklich das Gerücht, der Richter sei bestochen worden. Nachdem Mateo also den Prozess gewonnen hatte, griff er zur Axt und fällte den Feigenbaum eigenhändig. Weil er es wollte und weil er es konnte. Und damit nie wieder jemand im Dorf die Früchte dieses Baums genießen würde. Auf dem Gemälde jedoch ragten die großen Blätter immer noch himmelwärts, und ihre fünf Abschnitte glichen Fingern, gespreizt in der Luft.

Leda rutschte unruhig auf ihrem Sessel hin und her. Hier im Wohnzimmer musste sie, ob sie wollte oder nicht, an Cora denken, die früher hier gewohnt hatte. Hier war Cora zu Hause gewesen. Wie konnte es einen Hochzeitstag geben ohne sie? Vor allem, wo Leda doch Coras Bruder heiratete! Cora war ihre geliebte Cousine, ihre Seelenschwester, die für sie das Tor zur Welt geöffnet hatte, als sie noch klein waren, damals, vor dem Albtraum, als ihre Gedanken und Träume so groß waren, dass sie zum Frühstück den ganzen Himmel hätten verspeisen können – sie hätten sich anschließend nur die Finger geleckt und sich noch mehr gewünscht. Cora schien das Weltinnere zu verstehen, auf eine geheimnisvolle Weise, die Leda unbedingt lernen wollte.